

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Die badische Schwarzwaldbahn**

**Hardmeyer, Jakob**

**Zürich, [ca. 1886]**

Triberg-Villingen

[urn:nbn:de:bsz:31-244510](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-244510)

Wenn ein Gebiet den Druck der Feudalherrschaft schwer auf sich lasten gefühlt hat, so ist es die Herrschaft Triberg. Die Bewohner derselben waren leibeigen, und ihr Ländchen ging als Pfand in eine grössere Zahl von Händen über als je ein anderes. Von Vögten ausgesogen und gepeinigt, griffen die Triberger mehrmals zu den Waffen, um sich des Druckes zu entledigen, so im Jahr 1525, als in allen deutschen Landen die Bauern in wildem Aufruhr sich erhoben und wieder im Jahr 1642, wo sie nach arger Missregierung des fürstenbergischen Vogtes Fabri am zweiten Weihnachtstage das Schloss erstürmten und es einäscherten. Da baten sie die vorderösterreichische Regierung, sie wieder an sich zu ziehen und anerboten sich — sie, die Verpfändeten — an den Pfandschilling dreissigtausend Gulden zu bezahlen. Die Rückkehr unter das Erzhaus erwies sich aber als ein sehr beschränktes Glück, und wenn nicht durch Strohflechtereie und Uhrenmacherei Verdienst ins Ländchen gekommen wäre, so hätte es die Steuern und Lasten kaum erschwingen können. In Folge der Rührigkeit der Triberger, ihres Kunstfleisses und ihrer Genügsamkeit hob sich das Uhrmacherhandwerk schnell zu grosser Bedeutung und wurde zur Fabrikation. Im Verschleiss ihrer Waaren unermüdetlich, durchzogen viele von ihnen mit Schwarzwälderuhren auf dem Rücken alle Länder Europas. Sie wagten sich bis nach Russland und in die Türkei, wo sie sogar den Czaren und den Grosshern zu ihren Kunden zählten.

### Triberg-Villingen.

Am Bahnhof zu Triberg besteige ich nach dem genussreichen Besuch des Städtchens und des Wasserfalles den Zug, der mich auf der grossartigsten Strecke der Schwarzwaldbahn den Bergwall hinan ins Donaugebiet hinüberbringen soll.

Das anmuthige Nussbachthal hinauf und an sonniger, der Mittagssonne zugewandten Berghalde hin führt die prachtvolle Landstrasse auf die Höhe der Sommerau. Der Bahn bot dieses Thal nicht Raum genug zu gehöriger Entwicklung, sie war gezwungen, den rechtseitigen Hang des Gutachthales und das kleine, weltabgeschiedene Thal von Gremmelsbach in Anspruch zu nehmen, um erst dann, hoch über der Landstrasse, im Nussbachthale, zur Wasserscheide hinauf zu gelangen. Die Bahnverwaltung hatte den glücklichen Gedanken, zur Sommerszeit dem Zug einen nach allen Seiten offenen Aussichtswagen



*Rückblick oberhalb Triberg.*

beizugeben, um dem Touristen den vollen Einblick in die Grossartigkeit ihrer Bahn zu gewähren und ihm die Fahrt zu einer wahrhaft genussreichen zu machen. So installirte ich mich denn in diesen Wagen und sagte, als der Zug an der Thalmündung vorüberfuhr, dem freundlichen Triberg Lebewohl. Es folgt ein kleiner Tunnel, dann geht's quer über das Nussbachthal hinein in den *Tribergerkehrtunnel* (Länge 820 m).

*H. Mebel  
15. Sept. 17*

Er durchbricht grobkörnigen Granit. Beim Austritt aus demselben bietet sich uns zur linken Hand ein interessanter Niederblick ins Gutachtal und auf die von Hornberg heraufkommende Bahn auf der linken Thalseite. Der Ausblick thalabwärts ist aber noch grossartiger beim Austritt aus dem nun folgenden *Gumanstunnel*, wo wir die Berge gegen Hornberg hin übersehen und weiter hinaus Bergwall hinter Bergwall. Es folgen die drei kürzeren *Seelenwalddunnels* (40, 64 und 195 m). Das Gutachtal entzieht sich nach und nach unserm Blicke; wir biegen in das Gremmelsbachthal ein, dessen rechte Wand zerrissen und felsig, da und dort mit Baumgruppen geschmückt, emporsteigt und einen wilden, hochgebirgsähnlichen Anblick gewährt; in der Tiefe aber liegt, ein Bild idyllischer Ruhe und Stille, das Dörfchen **Gremmelsbach** mit dem hübschen Kirchlein und einigen stattlichen Häusern nebenan. Die Bewohner des Ortes, zu deren Ohr früher kein anderes Geräusch gelangte, als das Gemurmel ihres Thalbaches und das Rauschen des Windes im nahen Tannenwald, vernahmen nun mehrmals des Tages hoch über ihren Häuptern das Rasseln des Zuges, der vorüberfährt und werden durch dasselbe sogar des Nachts aus ihrem Schlummer aufgeschreckt. O unruhige Neuzeit: das „fernste, tiefste Thal“ ist vor deinem aufregenden Getöse nicht mehr sicher!

Der gegen seine Unterthanen stets rücksichtsvolle Kaiser Joseph II. löste den kleinen Ort vom Pfarrverbande mit dem entfernten Nussbach los, und die „zwölf ganzen und acht halben Bauern“ von Gremmelsbach erhielten zu bequemerer Erlangung ihres Seelenheils ihre eigene Kirche.

Nur wenige Sekunden ist es uns vergönnt, ins liebliche Thälchen hinabzuschauen: es verschlingt uns von Neuem der Erdengrund. Wir fahren ein in den zweitlängsten Tunnel der Bahn, der sich nach dem eben gesehenen Dörfchen benennt (Länge 911,50 m). Er durchbricht den Berg, welcher das Nussbachthal vom Gremmelsbachthale scheidet. Nun gilt's, die Stellung zu wechseln und nach rechts hinabzuschauen, wo wir so manches Bruchstück der zurückgelegten Bahnstrecke

überblicken, dass wir uns ohne eine Karte in der Hand oder einen leutseligen Ingenieur an der Seite, kaum zurecht finden können. Rasch lösen nun hoch überm Dorfe *Nussbach* mehrere Tunnels einander ab; sie sind benannt nach den Oertlichkeiten Gaisbach (48 m), Hohnen (323 m), Grundwaldbach (373 m), Krähenloch (216 m), Sommerberg (48 m), Farrenhalde (308 m), Steinbiss (60 m), Tannenwald (162 m), Tannenbühl (20 m), Schieferhalde (88 m). Die kurzen Strecken im Freien, die sich uns zwischen diesen Gallerien bieten, gehören mit ihrem Niederblick in das überaus liebliche Nussbachthal zum





Nussbach.

Schönsten, was die Schwarzwald-  
 bahn aufweist; überall erblicken  
 wir grünes Wiesengelände, durch  
 welches sich, in der Sonne  
 glitzernd, Wässerungsgräben  
 ziehen, hübsche Bauernhäuser  
 an den Halden, kleine Waldparzellen auf den vorspringen-  
 den Felsköpfen, Wege, die im Zickzack bergan steigen — es  
 ist eine wahre Lust und Augenweide! Ein gar hübsches  
 Bild gewährt das Kirchlein auf dem Friedhof von Nussbach,  
 das tief, beinahe senkrecht unter uns in heller Betünchung  
 sich vom Grün des Thalgrundes abhebt. Doch „kaum ge-  
 dacht, ist der Lust ein End gemacht“, es wölben sich  
 über uns stets von Neuem die Tunnels und lassen uns  
 das Nussbachthal nur bruchstückweise sehen. Reizen dich  
 aber diese lieblichen Bruchstücke nicht, lieber Wanderer, das  
 Thal einmal im Zusammenhang zu sehen? Nimm eines schönen

Morgens, wenn du nach Triberg kommst, den Stab zur Hand und wandere auf der ausgezeichnet angelegten Strasse, die der schönen Anblicke so viele bietet, über Nussbach nach der Sommerau und St. Georgen. Einen schönern, erfrischendern, Auge und Herz mehr erquickenden Morgenspaziergang wirst du kaum machen können.

Ein langer Tunnel noch, der längste (1697 *m*), und wir sind auf der Station **Sommerau**, dem höchsten Punkte der Bahn (832 *m* über Meer) angelangt. Die Landstrasse macht sich's nicht so leicht wie der Schienenweg. An der Stelle, wo dieser in den Berg eindringt, beginnt jene nochmals zu steigen und keucht den Berg hinan zur Passhöhe empor, auf welcher das Wirthshaus zum Rösle so genau auf der Wasserscheide sitzt, dass eine seiner Traufen das Dachwasser an die Donau, die andere das ihrige an den Rhein abgibt.

Die hochgelegene Gegend der Sommerau sieht, so gegen-theilig ihr Name klingt, etwas winterlich aus. Baumlos sind die Matten, Gebüsch und Laubwerk sind verschwunden; den Häusern sieht man es an ihren zerwaschenen Schindeldächern und den wettergrauen Bretterwänden an, dass sie viel Regen und viel Schneegestöber auszuhalten haben und nur langsam trocknen; auch ziehen sie ihre Dächer noch tiefer über sich herab als die Häuser drunten im Gutachthale. Der Volksmund legt in komischer Weise den Namen der Sommerau also aus: im Winter ist's hier oben kalt und im „Sommer au“. Eine weniger fröstelnde Auslegung ist die, welche ich eines Tages beim Vorüberfahren von einem Schwarzwälder vernahm; er meinte, zur Sommerszeit bilde diese Hochfläche, die reichlich vom Wasser der obersten Donauquellen getränkt ist, eine liebliche Au, bunter und blumenreicher als man es, so hoch oben, vermuthen sollte.

In leichtem Gefälle führt die Bahn weiter, und bald gelangen wir an einen lieblichen kleinen See, auf den von der Höhe einer breiten Bergstufe eine stattliche Ortschaft mit grosser Kirche herniederschaut, der industriereiche, weit bekannte

**Flecken St. Georgen.** Die katholisirende Heiligkeit des Namens lässt den, welcher hier herum fremd ist, kaum vermuthen, dass die grosse Kirche droben nicht dem katholischen, sondern dem evangelischen Kultus dient, und dass er sich hier, wie drunten in Hornberg, auf ehemals württembergischem, protestantischem Boden befindet. Allein dieser Name greift zurück in längst vergangene Tage, wo eine auf dem Grund der alten Kirche fussende fromme Stiftung, die ehemalige Benediktinerabtei St. Georgen, weitem in diesem rauhen Berglande zivilisirenden und später weltlich dominirenden, mächtigen Einfluss übte. Was liegt nicht alles zwischen den Tagen, wo die ersten Axtstrieche der frommen Mönche St. Benedicti im wilden Forst erklangen und denen, da der Bahnzug am Fischweiher des verschwundenen Klosters vorübersaust?

Zwei der Welt überdrüssig gewordene schwäbische Ritter, Hezilo und Hesso, wollten die „Zergänglichkeit und Glori“ dieser Welt verlassen und stifteten zu diesem Zweck eine „Zellen in der Ehr des Ritters St. Jergen“, und zwar zu Walda im Eritgau, unweit des Bodensees. Die Stiftung geschah den 4. Januar 1083. Sie baten den Abt Wilhelm der Abtei Hirschau, das Kloster nach der Regel des hl. Benedikt einzurichten. Wilhelm, ein strenger, die Welt und ihre Lust verabscheuender Mann Gottes, fand die Gegend des Eritgaus, welche belebte Strassen durchzogen, ungeeignet und sandte „Rupertum seinen Discipel“ nach Rom, den Pabst um die Erlaubniss zu bitten, die junge Stiftung verlegen zu dürfen. Er suchte in den rauhesten Gegenden umher und fand endlich „einen hohen breiten Bühel in *vertex Alemanniae*“, auf dem Scheitel Alemanniens, dessen Lage ihm einsam, wild und rauh genug schien, um die Weltlust nicht aufkommen zu lassen. Den 22. April 1084 kamen die Stifter, die ihre Güter dem Kloster übergeben hatten, als „*pauperes Christi*“, um Christi willen Armgewordene, auf der Waldhöhe an; der Forst wurde gereutet, Zellen und eine Kapelle erbaut, und nachdem Hezilo im Jahre 1085 die Gebeine von elf seiner Vorfahren ins neue Gotteshaus übergeführt hatte, legte er sich selbst darin zur Ruhe im Jahre 1086. Das Kloster gelangte später unter der Leitung seines Prälaten Theoger, der dann 1118 zum Bischof von Metz ernannt wurde, zu Bedeutung und erwarb sich weitläufigen Besitz. Durch Ankauf der Kastvogtei, die zuerst den Zähringern, dann den Grafen von Falkenstein zustand, erlangte das Haus Württemberg entscheidenden Einfluss auf die Geschicke der Abtei. Zur Zeit der Reformation aber verwandelte Württemberg das Schirmrecht in die Landeshoheit und suchte das Stift zu reformiren. Da die Mönche sich widersetzten, wurden sie vertrieben und liessen



sich im benachbarten Villingen nieder, wo sie sich ein neues Kloster erbauten. Dieses theilte mit der Stadt gute und schlimme Tage und erwies derselben durch seine gute Schule wesentliche Dienste. Im Jahre 1806 aber, nachdem Villingen dem Grossherzogthum Baden einverleibt worden war, wurde es aufgehoben. Eine Reihe von sechs und vierzig Aebten hat über das Kloster regiert und nicht ohne Interesse wäre es — doch der Raum widersetzt sich — auf dessen interessante Geschichte näher einzugehen, die, besonders aus der Zeit der Glaubensänderung, tragische Momente aufweist.

Vom ehemaligen Kloster sind auf dem Hügel von St. Georgen nur noch wenige Ueberbleibsel vorhanden. An dasselbe mahnt beinahe allein noch der Name des Fleckens. An den Teich aber zu Flüssen des Klosterhügels knüpft sich folgende, wohl in der gereizten Phantasie eines der vertriebenen Konventualen entstandene Sage:

Als man zu St. Georgen zur ersten lutherischen Predigt die alte Glocke zog, die Susanne geheissen, fiel sie vom Thurme und rollte eine Strecke weit den Berg hinab. Man lud sie auf einen Wagen, woran zehn Ochsen gespannt waren, um sie wieder hinaufzuführen; allein der Wagen war nicht von der Stelle zu bringen. Alles Ziehen und Stossen war umsonst und bewirkte schliesslich, dass Alles zusammen, Ochsen und Wagen und Fuhrleute in buntem Gewirr in den Weiher hinabrollte, wo die ganze Herrlichkeit versank, ohne dass je wieder etwas davon gesehen wurde. Zu den heiligen Zeiten jedoch kräuselt sich auch bei windstillem Wetter die Oberfläche des kleinen Gewässers, und wer feine Ohren hat, hört aus der Tiefe die Ochsen brüllen, die Fuhrleute mit den Peitschen knallen und die verlorne Glocke läuten.

Doch lassen wir auch hier wieder die verzauberten Dinge und gehen wir der greifbaren und sichtbaren Wirklichkeit nach. St. Georgen ist ein überaus rühriger Ort und nimmt eine hervorragende Stelle unter den schwarzwäldischen Fabrikorten ein. Neben bedeutenden Uhren- und Uhrwerkzeugfabriken treffen wir dort die Fabrikation von emaillirten Zifferblättern, Uhrkastenschreinerei, Strohhutfabrikation und andere Gewerbezweige, die zu bedeutendem Verkehr und weitreichendem Handel Veranlassung geben. Ein chaletartiges Ausstellungsgebäude erhebt sich auf dem Abhange vor dem Flecken und zeugt von St. Georgens Gewerbefleiss.

Nun aber, da wir uns auf dem „Scheitel Alemanniens“, jedenfalls in einer der höchstgelegenen Ortschaften des Schwarzwaldes befinden, wollen wir schnell einen Blick über das ganze Land hin thun und uns in leichten Umrissen ein Bild von demselben und von seinen Bewohnern zu machen versuchen.

Der „Schwarzwald“, *la Forêt noire, la Foresta nera!* welche Bilder ruft dieses Wort nicht wach, weniger bei uns, die wir ans Schwarzgrün des Tannenwaldes gewöhnt, des Wortes eigentliche Bedeutung leicht fassen, als bei den Bewohnern des hellen Südens, welche sich die so



Schwarzwäldertrachten.



*In den Beeren.*

benannte Gegend als mit undurchdringlichem Dickicht erfüllt, voller Gefahren aller Art, als ein Land des Schreckens denken. Und wie so ganz anders erscheint sie dem Wanderer, der sie durchzieht!

Die Thäler sind so freundlich, überall hübsche Dörfer, heimelige Weiler, stattliche Bauernhöfe, musterhaft gehaltene Strassen, welche über Thal und Höhen ziehen, klare Bäche in allen Gründen, an denen Mühlen und Gewerke klappern und überall emsig thätige, zutrauliche Leute, wo wir uns hinwenden. Und der Tannenwald, der dem Bergland den Namen gegeben, wie spendet er im Sommer erquickenden Schatten und Beeren in unendlicher Fülle, wie erfreut er das Auge zur Winterszeit, wenn der Schnee auf ihm liegt oder der Duft ihn ziert mit seinen wunderbaren Kristallen! Kommt her, ihr Bewohner mittäglicher Gauen, in die von euch so gefürchtete *Foresta nera*, und es wird ein Zauber über euch kommen und ein Wohlbehagen, wovon ihr keine Ahnung hattet!

Keltisches Blut, behaupten Einige, fliesse in den Adern der Schwarzwälder, sie unterscheiden sich wesentlich dem Schlage nach, sowie auch nach ihrer Beschäftigungsweise von ihren blonden schwäbischen Nachbarn. Es mag sein, dass sich keltisches Volk zur Zeit des Vordringens der Alemannen ins dichte Waldgewirr zurückgezogen hat; allein die Mischung mit deutschem Blute hat das gallische Wesen, wenn solches je vorhanden

war, bis auf geringe Spuren ausgelöscht. Dass die Schwarzwälder, die ihr rauhes Land nicht zu nähren vermochte, zu Handel und Gewerbe ihre Zuflucht nahmen, eher als das Nachbarvolk im fruchtbaren Schwabenlande, liegt in der Natur der Sache und setzt nicht unbedingt eine Rassenverschiedenheit voraus.

Die Thätigkeit des Schwarzwälders übte sich früh schon an demjenigen Material, das er vor der Thüre in unerschöpflicher Menge gleich zur Hand hatte, am tannenen Holze. Er wurde zum Holzhauer, zum Schindelmacher, zum Säger, zum Latten- und Bretterhändler, zum Kübler, Drechsler und Schnitzler. Er verbesserte, er düfelte aus, er versuchte, aus wenigen Rädern eine Uhr zu machen; einfach war sie zuerst, mit einem grossen, papierbeklebten Zifferblatte; er zog mit seinem Fabrikat im Gebirge umher, wagte sich über den Rhein, in die Schweiz, ins Elsass, wo bald in Tausenden von Bauernstuben das „Schwarzwälder-Zitli“ neben der Thüre oder im Winkel beim Ofen, unablässig sein heimeliges Ticken hören liess, so unablässig, dass die Leute des Hauses nicht mehr ohne dasselbe sein konnten und das „Zitli“ für sie beinahe die Bedeutung einer lebenden und lebenbringenden Persönlichkeit annahm, der sie mit einer gewissen Liebe anhängen. Die ersten Familien, die sich mit der Uhrmacherei abgaben, waren die Familien *Kreuz* auf dem Glashofe bei St. Peter und *Dilger* in Furtwangen und zwar in der Mitte des XVII. Jahrhunderts. Zur gleichen Zeit kam die Glasfabrikation auf, und bald wurden Schwarzwälder Uhrenverkäufer, „Uhrenknechte“ genannt, und Glasträger besonders auffallende Typen unter dem hausirenden Volke. Der Verkauf ging gut, immer mehr Hände beschäftigten sich mit der Uhrmacherei und immer mehr Köpfe sann am Uhrwerke herum, so dass sich das Fabrikat hob und vervollkommnete. Spielereien, die an den Uhren angebracht wurden, Vogelruf, Trompetensignale, automatische Figuren, erforderten komplizirtern Mechanismus, der nach und nach zur Vervollkommnung auch des Wesentlichen führte. Die Uhrenhändler lernten den Geschmack fremder Länder kennen; das einfache Kästchen der Uhr wurde zum eleganten Gehäuse, das rohe Zifferblatt zum hübschen Emailschild. Die Uhrmacherei schwang sich zu einer weltberühmten Industrie empor, besonders als der so rührige, vorsorgliche badische Staat durch Uhrmacher- und Gewerbeschulen, sowie durch Gewerbemuseen zu Hülfe kam. Schwarzwälder Häuser haben Filialen in den Verkehrcentren der alten und der neuen Welt, und die Schwarzwälderuhr sagt den fernsten Nationen, wie spät es ist. Etwa 18,000 Menschen finden in der Schwarzwälder Uhrmacherei ihr Auskommen, und während im Jahre 1797 etwa 75,000 Stück Uhren ausgeführt wurden, kommen heute deren dritthalb bis vier Millionen in den Handel.

Kuckuck- und Trompeteruhren führten zu einer Zweigfabrikation, die täglich zu grösserer Bedeutung gelangt, zur Fabrikation der Orchestrions, der automatischen Musikwerke, welche die komplizirtesten Piecen ausführen. Diese Kästen, aus denen ein ganzes Orchester herauströnt, mit allen Nüancen,

mit dem Gefühl beinahe, das der Kapellmeister seinen Musikern einzufüssen bestrebt ist, gelangen nach und nach zu einer Vollkommenheit, bei der es dem Hörer ganz unheimlich zu Muthe wird. Dem Holz und dem Metall ist Leben eingehaucht, der tönende Kasten scheint ein von Leidenschaften erregtes, von Liebe entzücktes, von Traurigkeit undüsteres Herz zu haben. Und dabei steht er stets so ruhig an der Wand, jederzeit zum Dienste bereit und wie viel leichter zu behandeln als nur vier Musiker, die sich zu einem Quartett zusammenthun! Das grösste Verdienst um die Vervollkommnung solcher Orchesterwerke kommt den Brüdern Martin und Karl Blessing im stillen Bergthal von Unterkirnach zu. Die Orchestrifabrikation wird besonders schwunghaft betrieben in Kirnach,



Furtwangen, Föhrenbach, Schönwald, Villingen und Freiburg und ihre Erzeugnisse gehen in die fernsten Gegenden, besonders dahin, wo lebendige Orchester nicht zu haben sind.

So entströmt diesem stillen, lauschigen Schwarzwald manigfaches Leben, das ausgeht in alle Welt, überall tickt es von seinen Uhren, deren Glöcklein schlagen, deren Kuckucke rufen, deren Trompeter blasen, und seine Orchestrions spielen zum Tanze auf und bringen mit ihren Stücken Abwechslung und Heiterkeit hervor auf den einsamen Schlössern Russlands, wie in den entlegenen Faktoreien Nordamerikas.

Nun geht's, nachdem wir von St. Georgen aus Rundschau gehalten, weiter; bald ist die Station **Peterzell-Königsfeld** erreicht. Gar anmuthig nimmt sich das Peterzeller Kirchlein



Königsfeld.

aus mit seinem gothischen Chor und den Häusern, die es umgeben. Es sei, sagen die Geschichtskundigen, schon zu Karls des Grossen Zeit vom Kloster Reichenau erbaut worden. Württembergisch gewesen, gehört Peterzell mit St. Georgen und mehreren benachbarten Ortschaften der evangelischen Kirche an, und nur noch der Name mahnt an die katholische Zeit.

Es lohnt sich der Mühe, von Peterzell aus einen Abstecher zu machen nach dem nicht ganz eine Wegstunde seitwärts liegenden **Königsfeld**, dem waldumfangenen Herrnhuterorte. Durch einen prächtigen Forst, in dessen grüne Tiefe hineinzuschauen uns ernst und ruhig stimmt, gelangen wir zu dem stillen Dorfe. Aus seiner Mitte ragt die stattliche Gebäulichkeit des Betsaales mit dem kleinen Thürmchen auf dem Dach empor. Nach einem bestimmten Plane reiht sich Haus an Haus, alle zierlich und äusserst sauber aussehend. An der Ecke der Königsfelder- und Villingenstrasse steht das „Gasthaus zur Brüdergemeinde“, welches von der Gemeinschaft betrieben wird. Der Wirth ist nur Verwalter des Hauses. Kein Gelage wird darin geduldet und weder Fluchen, noch ungeziemender Scherz. Arme Leute, welcher Religion und Abkunft sie seien, erhalten hier Speise und Trank, müssen aber dafür während einiger Stunden Arbeit auf dem Felde oder im Hause verrichten. Den Sommer über weilen im Gasthaus „zur Brüdergemeinde“ zahlreiche Kuranten, meistens solche, denen neben ländlicher Stille und den Spazier-

gängen durch die herrlichen Wälder das friedliche, in sich gekehrte Wesen der Herrnhuter und ihre religiösen Uebungen zusagen.

Die zwei vorzüglich eingerichteten Erziehungsanstalten für Knaben und für Mädchen sind in schönen Gebäuden untergebracht. Eben als ich ins Dorf einzog, rückten die Zöglinge der Knabenanstalt mit fliegender Fahne und unter Trommel- und Pfeifenklang zu militärischem Exercitium aus, hübsche junge Leute und kleine Knirpse, denen man alles eher ansieht, als düstere Kopfhängerei. Mit einigem Interesse schauten ihnen die an der Strasse Stehenden und die im Garten des Töchterpensionats spielenden Mädchen nach, als sie vorüberzogen. So regt sich also auch im gottseligen Schoss der Brüdergemeinde Kriegs- und Jugendlust, sowie die Neugierde, die in unserer menschlichen Natur liegt und uns gar oft vom Ernst des Lebens abzieht.

Zu läugnen ist nicht, dass die Sauberkeit des Dorfes, die Freundlichkeit der Leute, die Gesetztheit, die aus ihrem Wesen spricht, den besten Eindruck auf jeden Besucher machen. Wenn er dann hört, dass in Königsfeld nie Prozesse vorkommen, dass in den Gemeindeangelegenheiten Parteiungen unbekannt sind und dass man in den Protokollen der Strafgerichte königsfeldische Namen umsonst suchen würde, so darf er wohl unumwunden dem Herrnhuterorte und seinen Bewohnern Achtung und Anerkennung zollen.

Der Friedhof der Gemeinde liegt draussen vor dem Dorfe am Rande des Waldes, ja beinahe im Walde selbst. Herrliche Bäume umstehen ihn und streuen ihren Schatten auf die Grabhügel, die alle mit Steinplatten gedeckt und mit Blumen umsäumt sind. Ein Grab ist wie das andere, auf der Platte ist nichts zu lesen als der Name des dort Ruhenden und der seines Geburtsortes. Elsass, Württemberg und die deutsche Schweiz scheinen in der Gemeinde stark vertreten zu sein, denn Ortsnamen aus den dortigen Gegenden kehren auf den Grabplatten häufig wieder. Eine leichte Umzäunung friedigt das Todtenfeld der stillen Brüder ein; die zwei aus Holzpfosten gebildeten Eingänge, auf deren leichten Bedachungen Sprüche tröstlichen Inhalts angebracht sind, stehen offen, und mitten zwischen den Gräbern hindurch führt ein Weg in den angrenzenden, von schönen Pfaden durchzogenen Wald; man sieht, dass der Friedhof für die Brüder ein Ort ist, wohin sie gerne ihre Schritte lenken, dass aber ihr Sinnen an den Tod nichts gemein hat mit dem düstern *Memento mori* der Karthäuser.

Am Raine unterhalb des Friedhofes wird uns ein Bauernhof gezeigt, der *Hörnleshof*, zu dem all' das Land gehörte, das gegenwärtig Eigenthum der Brüder ist. Schon der Gründer der Herrnhutergemeinde, Graf Zinzendorf, der mannigfache Beziehungen mit religiös gesinnten Württembergern unterhielt, hatte seine Blicke nach dieser Gegend gerichtet. Er ging mit dem Gedanken um, in dem verödeten Kloster St. Georgen ein Seminar für

Gemeindediener zu gründen, kam aber, vom Tode ereilt, nicht zur Ausführung des Planes. Doch behielten die Herrnhuter den Schwarzwald im Auge, dessen Ernst und Stille sie mächtig anzog. Der schlecht bewirtschaftete, herabgekommene Hörleshof, beinahe rings von Wald umgeben, wurde 1804 von ihnen angekauft, und aus der öden Wildnis wurde bald eine blühende Kolonie mit wohlgepflegten Gütern und saubern Wohnstätten. Am 2. März 1810 wurde der erste Baum zum Bau des Kirchensaales gefällt, und am 20. Juni fand unter religiöser Feier die Grundsteinlegung statt. Der Saal ist von der grästen Einfachheit; die puritanische Schmucklosigkeit kann wohl kaum weiter getrieben werden. Ebenso einfach und jedes Zeremoniells entbehrend ist der Gottesdienst.



*Bauernhaus im Brigachthal.*

Dabei singen aber die Brüder und Schwestern ihre Choräle mit einer Inbrunst, um die sie ein Kind der Welt beneiden darf.

Nicht unbefriedigt verliess ich das stille Dorf; doch als ich den Wald hinab gegen Peterzell kam und von Weitem den lustigen Eisenbahnzug heranbrausen hörte, der uns von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt und hinein in das Treiben und Wogen der Welt führt, musste ich mir gestehen, dass meine Seelenstimmung wohl nie zu derjenigen der frommen Brüder passen wird, dass der Welt anzugehören und mitten in ihr an ihrem Werke zu schaffen ein ebenso hehrer Beruf ist, als das stille Wirken der Wenigen, die sich, ihrem Herzensdrange

folgend, aus ihr zurückziehen oder wenigstens so viel als möglich die Verbindung mit ihr lösen. Diese Wenigen aber zu tadeln, wenn sie thun und leben, wie es ihnen Sinn und Herz vorschreibt, wäre ebenso ungerecht, als ihnen Angesichts dessen, was sie leisten und was sie sind, unsere hohe Achtung zu versagen.

Durch grüne Gründe, welche zu beiden Seiten waldige Anhöhen begrenzen, führt uns der Zug von Peterzell aus weiter. In manigfachen Krümmungen durchheilt die junge Brigach die stillen Auen; manchenorts schäumt sie über zu Tage tretendes Gestein dahin, und anderswo gibt sie, durch Schleusen aufgehalten und geschwellt, einen Theil ihres Wassers, an zackig verlaufende, Bewässerungsrinnale ab. Erlengbüsch beschattet sie da und dort, und stellenweise steigt der Tannenwald über die seitlich sich erhebenden Felsborde zu ihr herunter. Zur Vollendung des lieblichen Bildes, das sich uns in steter Abwechslung, so zu sagen nach jeder Minute, wieder neu vor die Augen stellt, gewahren wir hübsches Vieh am Bachesrand, das glotzend nach dem Ungethüm des vorübersausenden Zuges aufschaut oder flinke Ziegen, die an den Thalborden hinaufklettern und langgestreckten Halses am Gestäude naschen. Je weiter wir kommen, desto mehr nimmt der seitlich emporsteigende Wald den Charakter eines wohlgepflegten Parkes an. Aus den Gründen führen Stufenwege die Thalhänge hinan, Schutzlehnen zeigen sich über den Felsen, und wo uns eine Lücke ins Innere des Holzes blicken lässt, sehen wir an hübschen Stellen wohlgepflegte Pfade und Ruhebänke. Es ist das Forstamt von Villingen, das hier, im Waldeigenthum der Stadt, vorsorglich waltet und beweist, dass es neben dem Nutzen auch die Reize und die ernste Schönheit des Waldes zu schätzen und zur Geltung zu bringen weiss.

Im Walde an einsamem Orte, da wo, vom Kesselberge herkommend, die Kirnach in die Brigach fällt, liegt die Station Kirnach — für den Fremden etwas unmotivirt — denn ringsum ist nichts als Wald, kein Kirchthurm erhebt sich, wir sehen

keine Spur weder von Dorf noch Gehöfte. Die Gemeinden Unter- und Ober-Kirnach liegen rechts, thalaufwärts, nicht als geschlossene Dorfschaften, sondern über die Gründe und Höhen in einzelnen Häusergruppen und Höfen zerstreut.

Die Station Kirnach, die vom grünen Walde umrauscht ist und in dessen kühlendem Schatten ruht, ist ein gar liebliches Plätzchen. Wer hier einzusteigen hat, kommt gerne ein halbes Stündchen zu früh an, und wer aussteigt, der hat es nicht allzu eilig, den Ort seiner Bestimmung zu gewinnen, denn gut ist der Wein, den der hiesige Wirth im Keller hat und munter zappeln die Forellen, die ahnungslosen, nach denen er draussen im Fischtroge die Hand ausstreckt, falls nach solchen unser Gelüste steht. Sich hier einige Tage aufzuhalten, muss eine vortreffliche Erholung sein: die freie würzige Luft des Waldes, die den Ort umspielt, der kühle Schatten überall, die mannigfachen Wege, die unter den Wipfeln der Tannen dahinführen, die Aussicht von den Hügeln und den Waldlichtungen aus, die Stille ringsum und im Hintergrunde die freudige Zuversicht, dass sich der vorsorgliche Wirth unterdessen vorbereite, uns an seinem Herde ein freudiges Wiedersehen zu bereiten, welche Fülle von Garantien für kräftige Stärkung des Leibs und der Seele! —

Doch für heute ist hier so süßes Verweilen nicht gestattet, die Lokomotive pfeift dem Zug, ihr zu folgen, und bald verschwindet der Wald hinter uns; wir fahren ein in ein offenes, weit sich dehnendes Gelände, aus dem rechts drüben Thürme emporragen und wo über zahlreichen Dächern gastlicher Rauch aufsteigt. Wenige Minuten nur, und wir sind in **Villingen** angelangt, der hübschen, gemüthlichen Stadt am Saume des Schwarzwaldes, wo schwäbisches und schwarzwälderisches Wesen in Natur und Menschen sich auf's Angenehmste mischen und den Aufenthalt zu einem recht vergnüglichen machen.

Hier steige ich, wie gewöhnlich, aus, denn ich bin sicher, im Stationsgebäude freundlichen Empfang zu finden, sowie in



Villingen.

der Stadt gute Gesellschaft und vertrautes Geleite durch die hübsche Umgegend, sowie durch die Tage, welche über Villingen dahingegangen sind.

Am Brigachkanale hin schreite ich der Stadt zu, vor deren Thore ich einen Blick auf die malerisch zwischen hohen Linden gelegene Bickenkapelle werfe. Zwei Kruzifixe schmücken deren Façade und in dem Thürmchen, einem rothbehelnten Dachreiter, erklingt eben hellen Lautes die Abendglocke. Einige alte Leute knieen gesenkten Hauptes an den Bänken vor der Thür, und lustige Buben rennen spielend hin und wieder. Es lässt sich kein Theil durch den andern stören, und jeder genießt nach seiner Art den Feierabend.

Bald bin ich in der „Blume“ installirt, mitten drinnen in der Stadt, da, wo sich die Hauptstrassen derselben kreuzen. Nach kurzem Imbiss wandle ich den abendlichen Gang der Villingener Freunde und finde sie richtig am bewussten Bierische, wo sie mich gastlich in ihren gemüthlichen Kreis aufnehmen, wo Jung und Alt, Zivil und Militär, Verwaltung und Justiz, Theologie und Pädagogik, Aesculap und Merkur, Silvikultur und Lokomotion traulich in heiterm Gespräch beisammen weilen und wo auch etwa gesungen wird von „Lenz und Liebe, von seliger goldner Zeit“ und was drauf folgt, und nicht nur von Europa, sondern auch von Kamerun und andern fernen Landen.

Folgenden Tags durchstriefte ich Stadt und Umgegend und erfreute mich an beiden gleich sehr. Villingen liegt in einem weiten, offenen Gelände, das sich ringsum zu welligen Hügeln erhebt und in der Ferne von waldigen Bergen umstellt ist. Wie schön ist von einer dieser sanften Anhöhen der Blick über das Land hin! Der Horizont ist frei und weit; wie im flachen Lande erhebt sich ungebrochen über ihm der Himmelsdom; allein das Gefühl, dass wir uns auf einer Hochebene befinden, von der wir überall hinabsteigen müssen, um in's Tiefland zu gelangen, gibt dieser Ausgedehntheit etwas Feierliches, das noch vermehrt wird durch den dunkeln Saum, den schwarzer Tannenwald, nach welcher Seite wir auch

blicken, in das Blau der Ferne zeichnet. Herrliche Matten bilden die nächste Umgebung der Stadt, Kornfelder ziehen sich über die sanften Hügel hin; blumig schmückt sich im Frühjahr das Mattland, und das Gelb der reifenden Saat sticht im Sommer vom Grün der Wiesen und vom Dunkel der Wälder gar lieblich ab. Reiner, belebender Lufthauch zieht über diese Hochfläche hin, die, so kalt ihr Winter ist, im Sommer einer herrlichen Temperatur sich erfreut.



*Pfarrmünster  
in  
Villingen.*



Mitten in diesem Gelände liegt am Ufer der Brigach die alte, ehrwürdige Stadt. Sie bildet ein Oval, das kreuzweise von zwei breiten Strassen durchschnitten ist, breiter als in vielen Städten die öffentlichen

Plätze. Vom Kreuzungspunkte derselbenausblicken wir die Stadthore, an denen zwar die Zeit rüttelt, wie auch an den Mauern, die heutzutage eher nur geduldet sind, als dass sie, wie früher, Villingens Hort und Schirm wären. Die

vier Quartiere, welche durch die Anlage der Hauptstrassen gebildet werden, sind von Nebengassen durchzogen; während Handel und Gewerbe sich an den erstern niedergelassen haben, zeugen die letztern von landwirthschaftlicher Beschäftigung, welcher sich die Bürgerschaft nie ganz entzog. Einen guten Eindruck machen auf den Fremden die zahlreichen Brunnen; in vollem, reichem Strahle ergiesst sich ihr Wasser in Schalen aus grobkörnigem Granit. Durch eine

regelrechte Kanalisation ist der etwas sumpfige Boden, auf dem die Stadt steht, zweckmässig sanirt.

Im westlichen Viertel erhebt sich das alte zweithürmige Pfarrmünster, eine ehrwürdige Kirche, welche an diejenigen erinnert, die draussen im Rheinthale längs der Vogesen und der Hänge des Schwarzwaldes Städte und Städtchen zieren. Das Langhaus ist in romanischem, der hohe elegante Chor in gothischem Style erbaut. Das Innere macht einen guten Eindruck, obgleich die basilika-artige Anlage der Schiffe zu dem aufstrebenden Chor in etwas störendem Missverhältnisse steht und barocke Stukkaturen die Baute eher verunstalten als zieren. Bemerkenswerth ist die Kanzel, deren in Stein gehauene Treppenbalustrade, ein Werk des 14. Jahrhunderts, Szenen aus der Leidensgeschichte darstellt und zwar im Aufsteige so angeordnet, dass der Abschluss des Cyclus, die Kreuzigung, den vordern Theil der Kanzelbrüstung einnimmt. An einem der Säulenpfeiler sind zum Andenken an die Belagerung und Beschiessung der Stadt einige Stückkugeln aufgehängt, Gott zu Lob und Ehr für Errettung aus schwerer Noth. — Der Münsterschatz enthält höchst werthvolle alte Stücke, einen berühmten Kelch, dessen noch Erwähnung gethan werden wird, ein reichverziertes Vortragskreuz, das zu 20,000 Mark gewerthet ist und mehrere Monstranzen von vorzüglicher Arbeit.

Neben der Kirche, schräg über vom Portal des Mittelschiffes, erhebt sich in alterthümlichem Style das Rathhaus, dessen Besuch jedem Fremden sehr anzuempfehlen ist. Das Ganze athmet in seiner Disposition, in Sälen und Gelassen den reichsstädtischen Geist, obschon Villingen freie Reichsstadt im eigentlichen Sinne des Wortes nie war. Immerhin hatte sie die Einrichtungen und die Rechtsame einer solchen und nahm daher auch das entsprechende Gepräge an. Es mag wohl hier am Platze sein, aus seiner Geschichte in allgemeinem Umriss das mitzutheilen, was denjenigen, der nur auf kurze Weile die Stadt besucht, interessiren dürfte.

Die Anfänge der Ortschaft sind in ein Dunkel gehüllt, das wohl nie wird aufgehellt werden und uns nähern Eintretens überhebt. Ohne Zweifel stand Villingen zuerst nicht an seiner jetzigen Stelle, sondern in der Gegend des gegenwärtigen Friedhofes am Fuss und Hange des dortigen Hügels. Der uralte Thurm der Friedhofskapelle ist der einsame Zeuge der früheren Ortschaft. Kurze Zeit nach der Gründung Freiburgs im Breisgau wurde Villingen von Berthold III. aus dem Hause Zähringen im Jahre 1119 an die jetzige Stelle verlegt und mit Stadtrecht ausgestattet.

Villingen hat ohne Zweifel die Berechtigung, sich die Wiege des städtebauenden zähringischen Geschlechtes zu nennen, denn der frühere Ort gehörte am Schlusse des X. Jahrhunderts einem Grafen Bezelin von Villingen, welches Bezelin der Koseform des Namens Berchtold ist. Sein Sohn war Berchtold I., der sich nach der Burg Zähringen nannte. Im Verlaufe der Zeit kam die Stadt Villingen an das Haus Urach und durch dieses an das sich von ihm abzweigende Geschlecht der Grafen von Fürstenberg. Villingen befand sich unter dem ersten Grafen dieses Hauses, Heinrich, sehr gut. Er stiftete in der Stadt eine Johanniterkommende, ein Franziskanerkloster und erbaute das Münster, in welchem er auch seine Ruhestätte fand. An ihn und seine Gemahlin Agnes erinnert heute noch ein goldener, edelsteingezierter Messkelch dieser Kirche mit der Inschrift:

Ich . Keilech . Bin . Geiben . Durch . Grave .  
H. Von . Fürstenberg . Und . Durch . Agnesen .  
Sin Wip . Und . Durch . Ir . Kinde . Sibenin . †

Er stammt wahrscheinlich aus dem Jahr 1280.

Bald sollte sich das gute Verhältnis zwischen der Stadt und den Fürstenbergern trüben. In gemeinschaftlichen Besitz zweier Enkel des Grafen Heinrich übergegangen, wurde die Stadt in ihren Rechten und Privilegien mannigfach verkürzt, und es gelang ihr, als die Brüder in Zwist gerathen waren, sich 1326 von den Fürstenbergern loszukaufen. Abweichend vom Bestreben vieler anderer Städte Deutschlands und den Bemühungen der benachbarten Länder im schweizerischen Gebirg, sich unmittelbar unter die Hoheit des Reiches zu stellen, begaben sich die Bürger von Villingen unter den Schutz des habsburgischen Hauses und sind Jahrhunderte hindurch unter schweren Opfern, in Noth und Gefahr treu an ihm geblieben. Billig ist es auch, anzuerkennen, dass das Haus Oesterreich die Stadt gut behandelte und mit ihr nie den schändlichen Pfandschacher trieb, unter welchem z. B. Offenburg, Gengenbach und Zell so schwer zu leiden hatten. Das blau- und weissgetheilte Wappen Villingens ist mit dem österreichischen Pfauenschwefel geziert.

Wir müssen es uns versagen, in die Einzelheiten der sehr interessanten Geschichte Villingens einzugehen; doch einige Episoden derselben hervorzuheben, können wir uns nicht enthalten.

Wie über ganz Deutschland, so kamen auch über diese Stadt die Schrecknisse des dreissigjährigen Krieges. Da Villingen treu zu Oester-

reich und zur katholischen Sache stand und sein Besitz strategisch wichtig war, so wurde es zum Punkt wiederholter Angriffe der mit den Schweden verbündeten Württemberger. „Es hielt im Jahr 1633 zwei Belagerungen aus mit jeweils verunglücktem Sturm, und im Jahr 1634 die sogenannte Wasserbelagerung, bei welcher durch Aufführung eines Dammes (des zum Theil noch vorhandenen Schwedendamms) und eine dadurch beabsichtigte Stauung der Brigach die Stadt unter Wasser gesetzt werden sollte.“ Der Sieg der Kaiserlichen bei Nördlingen errettete diesmal die wackern Villingen aus Noth und Bedrängnis.

„Die Besatzung Villingens,“ sagt Roder in seinen Beiträgen zur Geschichte dieser Stadt, „betrug während der Belagerungen in den Jahren 1633 und 1634 etwa 1200 Mann; die Streikraft der sie umlagernden Württemberger bestand, alle Korps zusammengerechnet, aus nicht weniger als 7600 Mann. Fassen wir dieses gegenseitige Stärkeverhältniss ins Auge, nehmen wir die ungenügende Befestigung der Stadt hinzu und die günstigen Positionen des Feindes, denken wir an den während der fast zweijährigen Blokade gar oft äusserst peinlichen Mangel an Nahrung für Mensch und Vieh, an den spärlichen Verkehr nach Aussen und die Enttäuschung wegen oft erwarteten Succurses von Seite Oesterreichs, so müssen wir die Haltung Villingens als eine im höchsten Grad bewundernswerthe bezeichnen, und es wird gerechtfertigt erscheinen, wenn wir jene Vorgänge dem Denkwürdigsten des dreissigjährigen Krieges im südwestlichen Deutschland anreihen.“

Aus Unmuth über den Nichterfolg der Belagerung Villingens, dessen tapferer Anführer der Oberst Werner Aescher, Burgvogt zu Breisach war, beehrte der württembergische Feldhauptmann, Oberst Rau, seine Entlassung. Es jammerte ihn, „dass so viel Zeit und spesa mit diesem Lumpennest zugebracht worden.“ Den trotzigem Muth der Villingen aber beweist die Antwort, mit der sie einen zu ihnen hereingesandten Boten abfertigten: „ob man nit genugsamb wisse, dass sie resolvirt seien, in der Stadt zu sterben? Wann auch zehn- oder zwanzig tausent davor kommen, wollen sie es doch nicht aufgeben.“ Eine äusserst anschauliche, naive Darstellung dieser Kriegsnöthe, theils deutsch, theils lateinisch geschrieben, blieb erhalten in dem Diarium des St. Georgischen Konventuals Theoger Gästlin.\*

Um einen Begriff von der Schreibweise des Paters zu geben, entnehmen wir dem interessanten Tagebuch einige Einzelheiten:

„Ungefähr um 1 Uhr nach Mitternacht, da die Feinde mit sonderm Grimme vermeint, die ganze Stadt sogleich in Aschen zu legen, haben sie eine Granatkugel 84 Pfund schwer herein geschossen, welche aber kein Schaden gethan, sondern auf dem Markt niederfallend ganz sanft sich in

\*) Siehe Wiedergabe des Tagebuchs in den Schriften des Vereins für Geschichte in Donaueschingen, III. Heft 1880, unter dem Titel, Roder, Beiträge zur Geschichte Villingens.

zwei Stücke von einander zertheilte. Hierauf wurde sie sogleich ins Münster, bald in der H. Franziskaner Kirchen, getragen, in ein Wasser so die Brunst zu verhüten, geweiht, in allen Häusern herumgesprengt war, getauft und gelegt mit unser köstlichen Hoffnung, nachfolgende werden gleichfalls nichts operiren, weil die erste ihren Effekt nicht erlangt hat.\*

„Unser Frauen Capellen (vor dem Bickenthor gelegen) war von den Unsern in Brand gesteckt worden. Ein feindlicher Soldat ist in der Capellen verbrunnen, weil er sich zu lange darin säumte. Das aber war wunderbar zu sehen, dass, obschon alles Holzwerk in und ausser der Capellen verbrunnen, dennoch unsers Herrn gekreuzigtes Bildniss und der rechte Schächer ganz unversehrt geblieben sind, da doch der linke Schächer samt dem Kreuz ganz und gar verbrunnen, und der rechte so nahe bei dem Kreuz gestanden als der linke.“

Die Siegesfreude nach Aufhebung der ersten Belagerung beschreibt Pater Theoger also: „Den 25. Jänner ist Morgens früh um 5 Uhr in der Franziskaner Kirchen zur schuldigen Danksagung das *Te Deum laudamus* solemmissime gesungen und alle Glocken in der ganzen Stadt zusammengeklungen worden, welches den Inwohnern das Herz nicht wenig erquicket hat, weil während der Belagerung kein Glockenstreich, noch gewöhnliches Schlagen der Uhren gehört worden, sondern alles war wie in einer einsamen und stillen Einöde mit traurigem Stillschweigen erstummet.“

In einem Schreiben an die Bürger von Villingen vom 1. August 1635 preist Kaiser Ferdinand „ihre beständige Treue und Devotion und Tapferkeit, die sie ebenso zu Ihre Majestät und dero ganzem löblichen Erzhause Wohlgefallen als zu ihrem selbsteigenen „vnsterblichem Rhuemb“ erweisen haben.“

Ebenso wacker hielt sich die Stadt in den ersten Jahren des XVIII. Jahrhunderts während des spanischen Erbfolgekrieges, wo sie im Mai 1703 sich gegen Villars vertheidigte, der über den Rhein in die österreichischen Lande eingebrochen und durch das Kinzigthal herauf vor Villingen gezogen war, um dann sich mit dem Kurfürsten von Bayern zu vereinigen. Er beschoss die Stadt und liess, nachdem eine gehoffte Uebergabe nicht erfolgte, dem Kommandanten, Obrist Wilstorf, bedeuten, „dass es nicht Kriegsgebrauch sei, un si misérable trou gegen eine Armee von 40,000 Mann zu defendiren.“ Die Villingen waren mit ihrem Kommandanten anderer Ansicht und sie übergaben das „elende Loch“ nicht. Da hob Villars in Folge anderer Kriegsereignisse die Belagerung plötzlich auf und zog donauabwärts.

Eine neue Belagerung hatte Villingen im Jahre 1704 auszuhalten, wo es der französische Marschall Tallard am 16. Juli einschloss und vom 17. bis zum 21. Juli bombardirte. Stündlich erwartete die Stadt den Sturm und Bürger und Besatzung waren fest entschlossen, sich bis auf's Aeusserste zu wehren. Der Sieg aber, den Marlborough bei Donauwörth über die Baiern und Franzosen davontrug, kam den Villingern ebenso zu gute, wie

1634 derjenige der Kaiserlichen bei Nördlingen. Tallard sah sich gezwungen, den Baiern schleunigst zu Hilfe zu eilen. Er hob die Belagerung plötzlich auf, und als der von Rastatt her erwartete Entsatz unter der Anführung von Prinz Eugen eintraf, war die Stadt bereits befreit. Prinz Eugen lobte und pries der Villingen Treue und Tapferkeit, und auf seine Frage, welche Gnade er für sie von Sr. kaiserlichen Majestät erbeten solle, antwortete Einer vom Rath, kühn über die Orthographie hinwegsehend: „Wir wollen nichts als drei B, nämlich Brod, Bulver und Blei.“

Nachdem 1742 der Erzherzog von Baiern als Karl VII. in Frankfurt zum Kaiser gekrönt worden war, musste im Jahr 1744 Villingen, das treu zu Maria Theresia stand, den Baiern und Franzosen, die mit Uebermacht anrückten, die Thore öffnen. Bis Ende 1745 blieb es von den Franzosen besetzt und sah im Februar zu seinem tiefen Leidwesen sein sämtliches Kriegsmaterial, das es stets so treu gehütet hatte, wegführen.

Durch den Friedensschluss von Füssen, den 22. April 1745, gelangte Villingen wieder an Oesterreich, welches Ereigniss durch Jubel und Festlichkeit hoch gefeiert wurde.

Im Jahre 1806 endlich kam die Stadt an Baden. Unter seiner weisen Regierung blühte es fröhlich auf und wuchs über seine Mauern hinaus, ein Zeichen reger Gewerbsthätigkeit und bewusster Erfassung der Aufgaben der Neuzeit.

An den so oft vom Kriegslärm umtosten Mauern nagt der Zahn der Zeit; aus den Stadtgraben sind freundliche Anlagen geworden, in deren einer das Denkmal zur Erinnerung der im deutsch-französischen Kriege gefallenen Bürger steht; stattliche Häuser erheben sich vor den Thoren, besonders gegen den Bahnhof hin. An der Brigach arbeiten verschiedene Gewerke; Uhr- und Orchestrionfabrikation werden mit Schwung betrieben, und seit die Lokomotive zu ihm hinansteigt, ist das früher ziemlich abseits gelegene Villingen eine besuchte Stadt geworden. Wenn der Plan, den der Villingen Verschönerungsverein hat, durch schattige Wege die Stadt mit ihren etwas entlegenen herrlichen Wäldern zu verbinden, ausgeführt wird, so kann diese wohl mit Sicherheit darauf rechnen, ein frequenter Sommerkurort zu werden. Schattige, wohlgepflegte Pfade durchziehen nach allen Richtungen die Villingen Waldungen, besonders in der Umgebung der Ruine Kürnek, die am Eingange des Kirnachthales liegt und durch Untermauerung vor gänzlichem Verfall, wie billig, geschützt wird. Eine andere merkwürdige Ruine ist die südlich von Villingen vor dem

Spitalwald Läuble sich erhebende Ruine Warenburg, der muthmassliche Stammsitz des Bertholdischen Grafengeschlechts, das sich später nach der Burg Zähringen nannte und dem das grossherzoglich badische Haus entstammt. Derselben gegenüber, auf der Schwenningerhöhe, beim Signal auf der Wanne, eröffnet sich, wie auf allen Anhöhen gegen Donaueschingen hin, denen die Schwarzwaldberge nicht direkt im Wege stehen, bei schönem Wetter eine prachtvolle Alpenansicht. Sie begreift die Berge alle vom Säntis bis zu der Altels am Gemmipasse in sich, die in silbernem Glanze einladend herüberschimmern ob den Vorbergen und ihrem Tannengrün.

Zurück nun zur Stadt, zu dem Gebäude, von dem wir schon sprachen und bei dessen Anblick wir in längst verschwundene Zeiten und auf sonstige Abwege geriethen, zum Rathhaus.

Auf alterthümlicher Wendeltreppe gelangen wir zu Folterkammern, wo die gefürchteten Herren „Slebner“, der Kriminalrath der Stadt, ihres Amtes warteten, zu scheusslichen Verliessen und dunkeln Gelassen. Nebenan ist der alte Rathssaal mit einem aus Holz gearbeiteten, prachtvollen Wappenstücke, wahrscheinlich vom Ulmermeister Syrlin. Es stammt aus dem Jahre 1537. Nebenan sind die Lokalitäten, in welchen die äusserst interessante Antiquitätensammlung untergebracht ist. Waffen, Folterwerkzeuge, Kunstgegenstände aller Epochen, Handwerksmeisterstücke, Kuriositäten, Musikinstrumente, alte Drucke, Münzen sind in grosser Anzahl vorhanden. Um die Sammlung hat sich der noch lebende Gemeinderath Herr Förderer, grosse Verdienste erworben. Ein gut angelegter Katalog geht dem Besucher zweckmässig an die Hand. Ohne den Werth anderer Dinge zu misskennen, fand ich vorzüglich Gefallen an den Beweisen der Geschicklichkeit der ehemaligen Villingen Handwerker und darunter vor allem an denjenigen der Schlosser und der Hafner. Unter den Schüsseln, Beschlägen und metallenen Verzierungen aller Art kommen wahre Meisterstücke von Zierlichkeit und gutem Geschmacke vor. Diese Villingen Schlosser arbeiteten im Feinen wie im Massigen mit einer erstaunlichen Geschicklichkeit. Nicht minder zeichneten sich aber die Hafner aus. An ihrer Spitze steht ein wahrer Künstler, Hans Kraut (1520—1590), von dessen Arbeiten, theils in Original, theils in Kopie, eine ganze Sammlung vorhanden ist. Ein Ofen dieses Meisters steht in der Hofburg zu Wien, und ein anderer, der zu Engen stand, wurde vom britischen Museum in den Sechziger Jahren um schweres Geld angekauft. Hans Kraut, heutzutage der Stolz Villingens, hatte das traurige Schicksal, von seinen Zeitgenossen für

so geschickt gehalten zu werden, dass sie seine Leistungen als die eines Hexenmeisters ansahen und ihm bei seinem Tode das ehrliche Begräbniss auf dem Kirchhof verweigerten, so dass er an einsamem Orte verscharrt wurde.

Unter den Wagnern scheint es in Villingen einen überaus flinken gegeben zu haben. Das war nun wirklich ein Hexenmeister. Man höre die Chronik: „Anno 1562 auf Montag in der Kreuzwoche hat des Füglin's Tochttermann allhier ein Rad gemacht, das würschaft ist und hat's denselben Tag von Villingen gen Rothweil getrieben und wieder herüber und verzecht, was das Rad werth war, Alles an einem Tag. Es hatt' eine Wette gegolten; Martin Billing hatt eine Krone und Mattheus Schüttle, der Metzger, einen Thaler gesetzt. Der Wagner hat's gewonnen und hat ihm ein ehrsamer Rath einen Gulden darzu geschenkt und ist dasselbige Rad noch auf den heutigen Tag allhier auf dem Rathhaus zu sehen.“

So flink dieser Wagner gewesen, so stark war der Villingener Simson, Romeius Mans, dessen Riesenbildniss am Michaelsturm zu sehen ist. Viel ist über diesen Mann erzählt worden und über ihn wurden auch gelehrte Forschungen angestellt. Hauptstücke, die er, wie das Volk weiss, verrichtet, waren folgende: auf einen mit zwei Baumstämmen beladenen Wagen, den das Gespann Ochsen nicht von der Stelle brachte, lud er die Thiere selber und zog die ganze Last von dannen. Den Rottweilern hob er einen Stadthorflügel aus den Angeln und trug ihn nach Villingen. Aus seinem Kerker, in den ihn, ohne Zweifel brutaler Rede wegen, der Villingener Rath geworfen, brach er auf erstaunliche Weise aus: „er war ein wunderbarer Mensch, dass seine Sachen nit zu beschreiben sind.“ Im Kriege, den der schwäbische Bund mit den Schweizern führte, soll er zu den tapfern Vertheidigern der Festung Küssaberg bei Waldshut gehört haben und schliesslich drüben in Italien in der blutigen Schlacht bei Novara von Schweizerhand gefallen sein.

Es ist beinahe anzunehmen, wir haben es bei dieser eigenthümlichen Figur mit einem etwas ungeberdigen, auf stille bürgerliche Arbeit nicht sehr erpöchten Burschen zu thun, der mit seiner Körperkraft gross that und vom Beifall der Menge unterstützt, in seinen Reden mit den Vorgesetzten nicht allzu glimpflich umging.

Eine Chronik bemerkt bei Anlass seiner Entweichung aus dem Thurme: „und es ging Jedermann zu ihm und lobeten Gott, dass er ihm solche Gnade verliehen.“ Wer fühlt nicht die schlecht verhaltene Schadenfreude des gemeinen Mannes den Vätern der Stadt gegenüber heraus, die hinter der biblischen Redeweise versteckt ist? Romeius Mans folgte dann dem Zuge der Zeit: er wurde ein Landsknecht und fand den Tod auf dem Schlachtfeld. Die Verehrung des gewaltigen Kämpfers hat den Villingern von Seite neidischer Nachbarn allerlei Spott zugezogen, gegen den sie sich zu wehren hatten. So setzten sie 1620 den Müller von Nidereschach gefangen, weil er an der Mönchweiler Kirchweih gesagt hatte: „Die Villingener malendt

lütt für die statt an die Muren, um das man sy fürchten soll.\* Populär ist der Mann geblieben, und sein Bild am Michaelsturm ist ein weitbekanntes Wahrzeichen der alten Schwarzwaldstadt.

Wir könnten noch von den Schulanstalten, den wohlthätigen Instituten, den geselligen Vereinen der Stadt reden und darüber viel Rühmliches berichten. Wir müssen es uns versagen, um landabwärts zu eilen.

### Villingen-Immendingen.

Am Bahnhof sehen wir den württembergischen Zug zur Abfahrt gen Rottweil bereit, den wir gerne besteigen würden, um die an historischen Reminiscenzen und merkwürdigen Gebäulichkeiten reiche Nachbarin Villingens zu besuchen; auf ein ander Mal! Ueber *Marbach, Klengen, Grüningen* und *Aufen* geht es der Fürstenbergischen Residenz *Donaueschingen* entgegen. Wir müssen unser Auge an die neue, vom eigentlichen Schwarzwald wesentlich verschiedene Gegend gewöhnen, die bis Immendingen, wo die badische Schwarzwaldbahn das Donauthal verlässt, sich gleich bleibt. Es ist diese Gegend *die Baar*. Der Wald wird spärlicher, im weiten Thale dehnen sich bald sumpfige, bald mattengrüne Flächen, durch welche die Brigach und weiter unten die Donau in unsicherm, mäandrischem Laufe dahinziehen, nicht rauschend und eilig, sondern still und gemächlich. Schilf- und Riedland begleiten das Gewässer und wo dieses etwa ein schnelleres Tempo anschlägt und ihm etwas Gefälle abzugewinnen ist, erheben sich Mühlen und Sägewerke am Ufer, das baumlos oder höchstens von einigen Weiden oder Erlen beschattet ist. Die Ortschaften liegen meistens da, wo aus Seitenfalten des Terrains Bäche ausmünden. Ueber die Hügel hin ziehen sich Kornfelder, und auf den Höhen, besonders des Südhanges, breitet sich der Wald aus, der aber nicht, wie im Schwarzwald, ausschliesslich aus Nadelholz besteht, sondern mit Laubholz reichlich gemischt ist. Anstatt